

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 17. Oktober 1895.

Verleger: Hermann Beyer, Berlin SW., Bernauerstraße 8.

Telegramme.

Wittingen, 17. Oktober. Die hiesige nationalliberale Partei beschloß, am Bismarckthurm eine Gedenkfeier aus schwarzem Granit anzugleichen mit der Widmung: „Das Vaterland nicht die Partei. Die Nationalliberalen Wittingens.“
Berlin, 17. Oktober. In der gestern Abend stattgehabten Generalversammlung des Vereins „Berliner Presse“ wurde an Stelle des festzunehmenden aus dem Vorstand ausgeschiedenen Kammergerichtsrath Ernst Robert Hermann Sudermann zum ersten Vorsitzenden gewählt. Als Stellvertreter ging Karl Vollrath aus der Akademie hervor. Zum ersten und zweiten Schriftführer berief die Versammlung die Herren Dahn und Schott. Das Schatzmeistamt wurde Herrn Koch übertragen.
Berlin, 17. Oktober. Nach der „Nationalist.“ ist über die Einbringung der Reichsverfassung und Strafprozeßnovelle im Reichstage Bescheid noch nicht gefaßt.
Hannover, 17. Oktober. Der Reichstag der Sonntag gefällenen Ausstellung wird auf 500 000 M. angesetzt.
Breslau, 17. Oktober. Ein entlassener Arbeiter, der Anarchist Simon, er mordete die Director der sächsischen Maschinenbau auf seiner Straße. Simon ist verhaftet.
Breslau, 17. Oktober. Der große liberale Parteiführer Arco liegt hoffnungslos kranken.
Wien, 17. Oktober. Die Verordnung des Geheimnissministeriums, wodurch der Ausnahmestand aufgehoben wird, erfolgt morgen.
Karlsruhe, 17. Oktober. Nach einer Logenbildung aus Agram kommt die vorantante Fälschung nicht aus dem Jahre 1848. — Die von den Ungarn geleitete Expedition misshandelten Völkern Wladimir und Lucia Franz, welche die bulgarische Fälschung entzifferten wollten, sind die Söhne des Führers der liberalen Opposition Franz Wladimir Franz erlitt zwei Verletzungen.
London, 17. Oktober. Das „Neuer'sche Bureau“ erfährt, daß der jüngste Meldung über ein angebliches Bombardement der Stadt Zabara am Persischen Meerbusen eine Verwechslung mit dem bereits am 21. August gemeldeten Unheuen auf der Insel Nubien zu Grunde liegt. Die in der Meldung erwähnten Anarchisten „Ephim“ und „Nigon“ sind seit jener Zeit bei keiner revolutionären Action theilhaft gewesen.
Agram, 16. Oktober. Alle Theilnehmer an der heutigen Demonstration wurden verhaftet.
Agram, 17. Oktober. Die Regierung veranlaßte die strengsten Verfügungen gegen die Theilnehmer an der Beschlüpfung der ungarischen Fälschung. Fünf Unterführer sind verhaftet, nach anderen Demonstrationen wird eifrig getücht.
Agram, 17. Oktober. Die croatische Genossenschaft wurde auf Befehl des Kaisers von der Verabschiedung des Kaisers ausgeschlossen.

Türken und Armenier.

Von Johannes Altitia.

Konstantinopel, im Oktober 1895.
Am 30. September hind zwischen Armeniern und Türken ernste Unruhen ausgebrochen, welche die „armenische Frage“ neu beleben, die durch den Nord-Stambulsturz i. J. gewaltsam zurückgedrängt, durch hochbergige Annäherung der Armenier und eine heftige heftigste Antwort der Worte auf die armenische Frage vorläufig erledigt seien.
Am genannten Tage beendeten sich mehrere hundert Armenier, mit Revolvern und anderen gefährlichen Instrumenten heimlich bewaffnet, auf die „Hohe Warte“, um dem Großvezier eine Willkür einzuweihen, wie man sagt. Um die türkische Polizei ließ er nicht ein, sondern eruchte um Abordnung einer angemessenen Detachment. Hierauf Wortwechsel und Revolvergeschüsse! Der türkische Polizeichef der Warte, ein Hin-bashi (Oberst) stieß tödtlich getroffen vom Pferde. Es folgte ein heftiger Kampf in der Straße, der sich bis in das armenische Quartier von Kumbaspa, dem Sitz des armenischen Patriarchen fortsetzte, bald löste sich die türkische Polizei, von Soldaten unterstützt, im Vortheil. Auf beiden Seiten schloß sich zahlreiche Todte und Verwundete. Auch während der folgenden Tage Unruhe, Nord und Südthor auf verschiedenen Plätzen. Am werden die Armenier natürlich wieder massenhaft eingesperrt. . . . So, wie wann überreicht man denn eine Petition mit dem Revolver in der Tasche? Was wollen nur die Armenier in die Stambul eigentlich? Man sagt, hinter ihnen stehen die Sotkas; die hätten gesagt: auch die Türken selbst seien mit den bestehenden Verhältnissen, mit der Regierung und so und so unzufrieden, also möchten die Armenier nur den ersten Schritt thun, dann siehe ganz Stambul hinter ihnen; nun ja, auch die Ultramonarchen des Islam sind Feinde des Fortschritts, und oft auch der höchsten Ordnung, sie mögen ihre Hand mit im Spiele haben, aber die Finger vorwärts haben sich die Armenier selbst. Oder waren ihre Demonstrationen wirklich der Effect ihrer Ueberzeugung, daß sie dadurch ihr Recht aufzurufen werden? Oder haben sie vertraut auf britische Truppen? Den Armenier selbst diejenige Eigenschaft, die einem kleinen Volke Sympathien erwerben kann: der persönliche Muth. Unter den so und so viel tausend Armeniern in Konstantinopel waren die Aufständischen vom 30. September die kouragiertesten, mit ihnen ist aber nur die ganze Courage erschöpft und man müßte ihre Freunde für sie eintreten. Der Ar-

Die Studenten beschloßen, sich durch eine Deputation bei Bannig zu entschuldigen.
Karlsruhe, 17. Oktober. Gestern Nachmittag 2 Uhr fand die Eidesleistung des neuen Cabinets statt, worauf ein Ministerrath abgehalten wurde.
Erfurt, 17. Oktober. Die Berichte der parlamentarischen Untersuchungskommission gegen Stambulow und Genossen kommen in diesen Tagen zur Berathung.
Deutsches Reich.
Auf dem Blut- und Ehrenfeld von Wörth wird heute das Denkmal enthüllt werden, das die deutsche Nation dem Kaiser Friedrich gesetzt hat. Es ist ihr Feind keiner der vielen Jahrestage, an denen der Kriegsheld sein heiliges Schwert geschwungen, es ist sein Geburtsort gewählt zum Zeugniß, daß die Erinnerung an Kaiser Friedrich, obwohl sein Bildniß sich auf einem Schlachtfeld erhebt, nicht durch kriegerische Ahnungsmomente ausgefüllt ist, sondern die Herzen auch den Fürsten und Menschen gebärt haben. Der Jahrestag, der von seiner erlauchten Persönlichkeit anging, stellt den Fürsten in der Geschichte der Einigung Deutschlands ebenbürtig neben den Feldherrn, der Weidenburg, Wörth und Sedan schlug. Er hatte ein Band um Süd und Nord geschlungen noch ehe die vordem getrennten Brudersämme unter seiner Führung kämpften und siegten. Und nachdem solches Blut den Bund gestiftet, durfte keiner sich rühmen, seiner Befähigung glücklicher bedient zu haben, als der im Norden und im Süden gleich geliebte und bewunderte Kronprinz. — So ist dem herrlichen Fürsten, mensgleich das Schicksal ihm verdornte, als Regent seinen Namen tiefer in die Tafel der Geschichte zu graben, auch als ein Mann des Friedens einer der Schöpfer des Reichs geworden, dessen Grundstein er als Befehlshaber im Kriege legen half. Mit unbegrenzter Liebe hat das deutsche Volk an seinem jährlingen den Helden gehalten, hat es sein Schmerzenslager umstanden, als der Edle, groß im Dulden wie im Streiten einem allzu frühen Lebensende entzogen ging. Diese Liebe ist dem Tiefbeweinenden über Grab hinaus verblieben und wird verbleiben wie die Erinnerung an seine Kriegsthaten. Sie wird sich lebendig gelogen in den unerschütterlichen Festhalten dessen, was Kaiser Friedrich misgeschaffen. Sein Bildniß erhebt sich auf niebereroberten deutschen Boden. Wenn es bereinigt gelten sollte, sie mit ihr alles das zu vertheidigen, was mit ihrer Wiedergewinnung verbunden war, dann wird die eltschliche Erde doppelt gesichert sein, weil ihr das Bild des hohen Kaisers anvertraut ist und den deutschen Streitern das Gedächtniß in Erinnerung bringt, das der Dichter am Todestage Wilhelms I. für sein Volk gethan hat: mit untern Weibern beken wir Dem Grab, Dem Reich und Deinen Erben.
Der Kaiser kam gestern kurz nach 12 Uhr zu Wagen

durch Granelotte. Zur Linken Sr. Majestät lag der kommende General von 16. Armeekorps Graf von Caseler. Der Wagen wurde von einer Eskadron des 1. Hannoverischen Dragoner-Regiments Nr. 9 eskortirt. Bei dem Eintreffen Sr. Majestät wurden Völlerschüsse gelöst, während die Glocken läuteten. Die zahlreich anwesende Menschenmenge und die zum Empfang ausgefüllte Schulanlage begrüßten Seine Majestät mit lebhaften Hurraufrufen. Der Kaiser fuhr zuerst nach dem Aussichtsturm, kehrte dann nach Granelotte zurück und begab sich zu dem Kaiser Wilhelm-Gedenkhain. Von hier fuhr Sr. Majestät nach Metz. Nach der Mittagstafel, welche Sr. Majestät beim Königs-Infanterie-Regiment Nr. 145 einnahm, kehrte Allerhöchstersehe 8 Uhr 45 Min. nach Wörthe zurück, wo die Kaiserin bereits eingetroffen war.
Das Staatsministerium trat gestern Nachmittag 2 Uhr unter dem Vorhitz des Fürsten Hohenlohe zu einer Sitzung zusammen.
Mit Bezug auf die deutsch-französischen Beziehungen dürfte es von Interesse sein, die Ansicht der „Neuen Freien Presse“, einer der führenden Blätter uneres Nachbarlandes kennen zu lernen; das Wiener Blatt, welches die Meiste Kaiser Wilhelm's nach Vorköringen zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen macht, föhrt:
Es wird Niemand dem Gedenke des kühnsten Helden von Wörth zutrauen, daß er das französische Nationalgefühl verlegen will, indem er das Denkmal seines Vaters enthüllt. Er hat es an Beweisen nicht fehlen lassen, daß er den Franzosen den Recht auf die Vergeltungsidee vielmehr nach Kräften zu erwidern trachtet. Kann man von den Franzosen allgerweise nicht verlangen, daß ihre patriotische Empfindung bei der Erinnerung an Wörth nicht schmerzhaft aufsteigt, so wäre es nicht minder eine löbliche Zumuthung für das deutsche Nationalgefühl, die Erinnerung an das Glanzjahr 1870 aus Rücksicht auf Frankreich im stillen Kämmerlein zu vergraben. Aber wenn es wahr ist, das Ausland ist, einen missigenen Einfluß auf Frankreich zu üben, und daß Fürst Lobanow seinen Aufenthalt in Paris in diesem Sinne ausgenutzt hat, so kann andererseits jedes gleichzeitige Zeichen der Annäherung Deutschlands an Deutschland dazu beitragen, daß auch zwischen Berlin und Paris ein Stieg zu Stande kommt. Gerade jetzt, vor der Fahrt des deutschen Kaisers nach dem Rheinlande, hat der Gedanke etwas Bedenkendes, daß Ausland seine Autorität über Frankreich etwas aufwiekt, um dessen Verhältniß zu Deutschland zu beheben, und daß Fürst Lobanow im Uebere mit dem Jagdschloße Hubertshaus als der Träger einer solchen Mission aufgetreten ist. Darüber wird Fürst Lobanow hinweg sein, daß er etwa mit Konstantinopel dachte, Ausland als Freund Frankreich's miße notwendig vor Feind Deutschlands sein. Es handelt sich nur darum, daß man dieser chauvinistischen Anallität sich auch in Frankreich entsage, denn wird man in Paris nicht mehr zum-erbraunt ausfinden, wenn man an den unänderlichen Verhaltiß-Gründungs erinnert wird.
Ueber die Beziehungen des Fürsten Bismarck zu Fehr. v. Hammerstein, die besonders in der liberalen Presse vielfach zum willkommnen Anlaß genommen wurden, um sich an dem Fürsten zu reiben, schreiben die Hamb. Nachr.:

Die Wirklichkeit ist die „armenische Frage“ nur durch Bar- einnahme der Engländer möglich geworden. Die diesgenen Tugenden des Armeniers sind den Türken wohl bekannt, aber man muß der gemeine Armenier, der sich verführen ließ, als Opfer fallen, während der höher gestellte Erveder des reuoluntären Gedankens verreckt blieb und sich der Rache entzieht. Der gewöhnliche Kamal, der Thürhüter, der Gemüthliche, der keine Kaufmann werden als Opfer des 30. September ler- haftet, eingesperrt und befristet, die in Wasserfüß unzufriedigen Elemente der armenischen Frage.
Das armenische Kantonisationskomitee hat alle Ursache sich zu entrichten über die Verhältnisse in Armenien, aber die schloßliche Schmachthäufigkeit die Briefe voll aufzufriedigen Inhalts, die es über all hin verbreitet, namentlich an Geschäftsführer in Konstantinopel, so wie an die auswärtsigen Geschäftsträger dabeist verkehren ihnen Zweck entziehen, erlens weil der Armenier in Konstantinopel bei anderen Nationalitäten keineswegs laute Freunde hat, da er den Grundlag der Mächte, auf den er sich beruft, selbst in möglichst geringem Maße befristet und zweitens, weil man der Treue seines politischen Hintermannes wenig traut.
In Konstantinopel leben etwa 160 000 Armenier. Der erste armenische Patriarch dabeist wurde durch den Grobierer Mohamed II. eingeleitet. Der Mohamebaner respektirte diese Maßregel eines verehrten Fürsten, und man kann wohl sagen, daß die Armenier in Konstantinopel lange Zeit in politischer und kirchlicher Hinsicht ebenjo gut gestellt waren, als irgend eine andere Nationalität. Hohe Staatsbeamte waren bis vor kurzem noch Armenier. In der Provinz, in türkisch Armenien selbst, sind die Leute ebenjo schlecht daran, wie jedes andere Volk, das conjuant wird durch einen Balcha, der die Befehle seines Herrn und seiner Obrigkeit mißachtet. Es ist des Meistes werth, Man sagt nun, daß ein lange unersögliche Volk seine Befrei- freist und seine Tugenden verliere. Von den Griechen und Rumänen s. V. könnte man dies zwar kaum behaupten, doch beim armenischen trifft es dermaßen zu, daß man glauben könnte, diejenige Volk zu liebe sei Lebensart überpaunt ent- standen.
Wunderbar ist der Kontrast zwischen dem gemeinen Ar- menier und dem armenischen Vorden. Die Treue des ar- menischen Arbeiters ist sprichwörtlich. In Konstantinopel giebt es keinen besseren Diener, keinen bewährteren Hausmeister oder ehrlicheren Wächter, als den Armenier, man vertraut ihm getroß den offenen Schatzkammer, den Geldsack an, kommt aber der Armenier zu Nechtung oder hoher Stellung, dann hört kein patriotisches Mitgeföh auf.



[Nachdruck verboten.]

Hand und Ring.Criminalroman in drei Büchern von
A. K. Green.

6]

Der Zufall führte ihn um diese Zeit mit dem berühmten New-Yorker Geheimpolizisten Gryce zusammen, der in dem hochgebildeten jungen Mann, welcher sich in so übler Lage befand, Zeichen einer natürlichen Begabung für die „feinere Arbeit“, wie er es nannte, zu entdecken glaubte. Gryce war sehr erfreut über seinen Fund, da er schon lange danach gestrebt hatte, sich mit einer Persönlichkeit aus den besseren Ständen in Verbindung zu setzen. Einer solchen bedurfte er oft dringend, wo es galt, in vornehmen Häusern geschickte Nachforschungen anzustellen und mit feinen Herren und schönen Damen Unterredungen oft peinlicher und heifler Art zu führen.

Sich der Polizei als Detektiv zur Verfügung zu stellen, wäre Horaz Byrd wohl von selbst niemals in den Sinn gekommen. Aber Leute in bedrängten Umständen können nicht allzu wählerisch sein. Eine Woche lang schwankte er noch, dann entschloß er sich kurz und theilte seiner Mutter mit, welcher Vorschlag ihm gemacht worden sei. Die vom Unglück schwer gebeugte Frau legte ihm weniger Schwierigkeiten in den Weg, als er erwartet hatte, und ehe er sich dessen noch recht klar bewußt ward, war der entscheidende Schritt gethan — er hatte sich Gryces Leitung anvertraut und war bei der New-Yorker Geheimpolizei angestellt.

In der Öffentlichkeit erfuhr man nichts hiervon. Nur die höchsten Polizeibeamten kannten seinen Namen und verwandten seine Dienste zu besonderen Zwecken. Im Hauptquartier der Polizei brauchte er nicht zu erscheinen, da er möglichst unbekannt bleiben sollte. Sein zuverlässiger Charakter, seine Talente und Fähigkeiten machten ihn jedoch bald zu einem geschätzten Mitglied; im Polizeiamt hielt man große Stücke auf ihn und nach Ablauf eines Jahres hatte er sich in seinen neuen Beruf völlig eingelebt.

Für gewöhnlich wurde Byrd nicht nach auswärts geschickt. Er war nur in Folge besonderer Umstände dem Bezirksanwalt Ferris zur Verfügung gestellt worden, als dieser zu gewissen Nachforschungen bei dem Kriminalfall, der in Sibley verhandelt wurde, eines umsichtigen und verschwiegenen Mannes bedurfte. Der Polizeikommissar hatte dabei ausdrücklich die Bedingung gestellt, Byrds Charakter als Geheimpolizist dürfe nicht öffentlich bekannt werden. Außer den wenigen Eingeweihten ahnte denn auch kein Mensch, daß der liebenswürdige, vornehm aussehende junge Fremde, welcher in dem Gasthof des Ortes abgestiegen war, ein Abgesandter der New-Yorker Polizei sei.

Der geheimnißvolle Mord wollte Byrd gar nicht aus dem Gedanken — er wußte selbst nicht warum. Das Schreiben des Rechtsanwalts las er mit wahrer Herzenserleichterung. Brachte es ihm doch die Gewißheit, daß es mit dem Interesse der schönen jungen Dame an dem Verbrechen keine besondere Bewandniß gehabt habe. Nur von weiblicher Neugierde getrieben war sie in dem Haus der Wittve erschienen. Er konnte nun seine Nachforschungen getrosten Muthes anstellen, ohne fürchten zu müssen, daß Fräulein Dare auf unliebsame Weise in die Sache verwickelt werden würde. So glaubte er wenigstens. — Zu seinem Leidwesen fand er schon bald darauf Veranlassung, seine Meinung abermals zu ändern.

Auf dem Bahnhof angekommen, um sich in Herrn Ferris Auftrag nach Monteith zu begeben, bemerkte er unter den Fahrgästen, welche auf den New-Yorker Schnellzug warteten, auch Imogen Dare, eine Reisetasche am Arm, zur Abfahrt gerüstet. — Sah das nicht täuschend nach Flucht aus? — Sie wollte sich aller ferneren Beobachtung entziehen, wollte Sibley und sein Geheimniß hinter sich lassen — und er selber — ein Polizeibeamter — hatte sie gewarnt, hatte ihr einen Wink gegeben, daß sie in Gefahr schwebte! — Trak Orkuttis beruhigender Zu-

schrift sah sich Byrd von neuen Zweifeln bestürmt, ja, sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, als habe er sich eine Pflichtverletzung zu Schulden kommen lassen.

Und doch — die edle, ruhige Erscheinung, der feste, fast feierlich ernste Ausdruck in ihren Zügen, der stolze Blick ihrer Augen! — Er fragte sich wieder und wieder, ob es denn möglich sei, daß dieses Mädchen Kenntniß von dem schändlichen Verbrechen gehabt habe? — Es nützte nichts, daß er sich vornahm, sich aller Gedanken daran zu entschlagen — wie eine Klette hing ihm der Zweifel an. Er fühlte sich unwiderstehlich in Imogens Nähe gezogen, er beobachtete sie verstohlen und als er sah, daß ein junger Mann an sie herantrat, offenbar in der Absicht, sie anzureden, horchte er aus allen Kräften, was sie sagen würde.

Es waren nur wenige Worte. Fräulein Dares Begleiter erkundigte sich, wie lange sie in Buffalo zu bleiben gedente, und sie erwiderte, sie wisse noch nicht, ob sie eine Woche oder einen Monat abwesend sein werde. Dann brauste der Zug heran und die Reisenden stiegen ein.

Das Geschäft, welches Byrd nach Monteith berufen hatte, hielt ihn unerwartet lange in dieser kleinen Nachbarstadt auf. Es war bereits 5 Uhr, als er Sibley wieder erreichte. Bei seiner Ankunft fuhr zugleich ein Zug vom Westen in den Bahnhof ein; es stiegen nur wenige Reisende aus, aber unter ihnen bemerkte er zu seinem größten Verstaunen eine junge Dame, die ihm schon von weitem bekannt vorkam — nein, er täuschte sich nicht, es war wirklich Fräulein Dare, die erst vor wenigen Stunden die Stadt verlassen hatte, mit der ausgesprochenen Absicht, einen längeren Besuch in Buffalo zu machen. Was konnte ihre Pläne so plötzlich verändert haben? —

Der junge Mann mochte sich aber den Kopf zerbrechen so viel er wollte. Er konnte zu keiner Lösung der Frage gelangen. So war er denn herzlich froh, als ihn, nach seiner Rückkunft in den Gasthof, Herr Ferris aufsuchte, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; er hoffte, das werde ihn auf andere Gedanken bringen.

An Stoff für ihr Gespräch fehlte es nicht. Byrd hatte zunächst über sein Geschäft in Monteith zu berichten, das er glücklich zu Ende geführt, dann theilte ihm Ferris den Verlauf des Gerichtsverfahrens mit, welches heute vor dem Coroner eröffnet worden war, und dem der Bezirksanwalt beigeordnet hatte. Nach der Wahl und Verurteilung der Geschworenen waren verschiedene Zeugen vernommen worden und dabei einige immerhin bemerkenswerthe Thatfachen ans Licht gekommen.

Es hatte sich mit ziemlicher Sicherheit herausgestellt, daß der Angriff in mörderischer Absicht und mit Vorbedacht verübt worden sei; aber die Person des Thäters war nach wie vor in Dunkel gehüllt geblieben, da keine Zeugenaussage Aufschluß über dieselbe gebracht hatte. Der Verdacht gegen den Hausfrevler und den Bucligen war zwar noch keineswegs ganz gehoben, aber doch bedeutend abgeschwächt. Man wollte nämlich wissen, daß erstere das Haus der Wittve gar nicht betreten habe, letzterer aber war erwiesenermaßen mit dem Morgengug angekommen, hatte sich sofort in das Gerichtsgebäude begeben und daselbe nicht verlassen, bis zu dem Augenblick, da er nach seiner seltsamen Rede vor aller Augen die Straße hinunterging.

Seitdem war er spurlos verschwunden, alle Nachforschungen nach ihm hatten sich als nutzlos erwiesen, was an und für sich schon verdächtig war. Immerhin konnte er höchstens als Mitschuldiger bei dem Verbrechen theilhaftig sein; das Hauptinteresse drehte sich aber jetzt um die Frage: Wer war der Vermegene, der das in der belebten Straße gelegene Haus bei hellem Tage zu betreten gewagt hatte, um den Mordstreich gegen die harmlose Frau zu führen?

„Sieht es nicht täuschend aus, als habe sie einen Feind gehabt, der ihr nach dem Leben trachtete?“ bemerkte der Bezirksanwalt. „Und doch — wie kommt der Böfewicht dazu, sich an seiner Frau zu vergreifen, die still für sich lebt, ihre Gatten

für sich allein besorgt und sich grundfänglich nicht in die Angelegenheiten Anderer mischt?"

"Hat sie denn ein so zurückgezogenes Leben geführt?" fragte Byrd, der bisher noch nichts von dem Charakter und den Gewohnheiten der Witwe erfahren hatte.

"Freilich! Ich habe in all den Jahren, seit ich hier in der Stadt wohne, von niemand gehört, mit dem sie verkehrte. Sie hätte ein wahres Einsiedlerleben geführt, wär nicht Orkutt gewesen. Ihr Haushalt ging regelmäßig, wie ein Uhrwerk. Sie stand zur bestimmten Stunde auf, machte einen Tag wie den andern zur selben Zeit Feuer an, kochte ihr Essen, wusch Teller und Töpfe auf und nahm dann ihre Näharbeit vor oder irgend ein anderes häusliches Geschäft. Eine Ausnahme von dieser gewohnten Ordnung machte sie nur für Orkuts Mittagsmahl. Er sagt, er habe es stets bereit gefunden und nie darauf zu warten brauchen, mochte er sich auch noch so unpünktlich dazu einfinden."

"Hatte sie denn auswärts keine Freunde, keine Verwandten?" fragte Byrd, dem der angefangene Brief wieder einsiel. Sein Inhalt ließ nicht gerade auf ein gleichförmiges, ungestörtes Leben schließen.

"Ich habe nur von einem Neffen gehört, aber ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Er ist, glaube ich, ein Sohn ihrer Schwester und muß wohl in ihrer Gunst gestanden haben, denn ihm wollte sie ihr Geld hinterlassen."

"So besaß sie Vermögen?"
"Etwa fünftausend Dollars; das gilt bei uns schon für eine recht ansehnliche Summe. Wie sie dazu gekommen ist, weiß niemand, denn zur Zeit, als sie in unsere Stadt zog, war sie arm und begnügte sich mit einem einzigen Zimmer. Orkutt hat natürlich für seine Kost bezahlt, aber von dem Gelde kann sie unmöglich allwöchentlich zehn Dollars bei der Bank eingezahlt haben, wie sie dies in den letzten zehn Jahren gethan hat. Für Geld gearbeitet hat sie auch nicht, so viel man weiß. — Sie sehen, es ist noch manches Räthsel bei der Sache zu lösen, dem Sie als Geheimpolizist gewiß auch gern nachspüren würden."

"So haben Sie nichts dagegen, wenn ich dem Coroner behilflich bin, im Falle er meinen Beistand braucht?"

"Nicht das mindeste," erwiderte der Bezirksanwalt verbindlich, indem er sich zum Gehen anschickte.

Er war kaum fort als der Coroner ins Zimmer trat. "Ich habe Ihre Wege nach New-York telegraphirt," sagte er, "und erwarte jeden Augenblick einen günstigen Bescheid. Der Inspektor, der mein Freund ist, wird meinen ausdrücklichen Wunsch sicher erfüllen. Morgen soll nun das eigentliche Zeugenverhör beginnen, aber der Hauptzeuge fehlt uns noch immer. — Um halb zwölf hat der Milchmann das Haus der Ermordeten verlassen und es muß ein Zeuge aufzutreiben sein, der gesehen hat und eidlich bekräftigen kann, daß sich zwischen dieser Zeit und dem Augenblick, da Orkutt die Witwe sterbend am Boden liegen fand, irgend ein Mensch dem Hause genähert oder dasselbe betreten hat. Um zu dem Hofthor zu gelangen, mußte der Thäter an allen sechs Häusern vorübergehen, die an der Straße gelegen sind. Irgend ein Bewohner derselben, Mann, Weib oder Kind wird doch wohl seiner ansichtig geworden sein. Die meisten, die ich befragt habe, sind freilich gerade bei Tische gewesen, oder in der Küche mit dem Anrichten des Essens beschäftigt; doch ist der Hausfyrer von Verschiedenen bemerkt worden, unter andern von zwei Frauen, die bereit sind, zu beschwören, daß sie gesehen haben, wie er um das Haus herum bis zur Küchentür gegangen und dann wieder umgekehrt ist. So läßt sich doch annehmen, daß jemand auch den andern Menschen erblickt haben wird, der wenige

Minuten vor dem Hausfyrer des Weges gekommen sein muß. Wir dürfen kein Mittel unversucht lassen, einen solchen Zeugen zu entdecken und es wäre mir von großem Nutzen, wenn Sie mit dabei behilflich sein wollten."

"Aber," warf der Geheimpolizist ein, "muß denn der Mörder nothwendigerweise von der Straßenseite hereingekommen sein? Kann er das Haus nicht durch die Hintertür betreten und sich so den Blicken der Nachbarn entzogen haben?"

"Schwerlich; dort ist kein gangbarer Pfad, nur eine Strecke Sumpfland, das mühsam zu überschreiten ist. Jemand, dem es dringend darauf ankommen muß, unentdeckt zu bleiben, würde zwar die Hindernisse des Weges überwinden können, doch scheint mir solche Anstrengung unwahrscheinlich für einen Menschen — der die Mittagsstunde zu seiner Mordthat wählt. Jedenfalls müssen wir zuerst feststellen, daß in jener verhängnißvollen halben Stunde niemand auf dem gewöhnlichen Wege auf das Haus der Witwe zugegangen ist."

"Welchen Grund giebt denn der Hausfyrer dafür an, daß er an der Küchentür wieder umgekehrt ist?"

"Er sagt, er habe drinnen einen heftigen Wortwechsel gehört."

"Wirklich! — Hat er auch nähere Angaben gemacht, welcher Art die Stimmen waren?"

"Nein, das würde auch nicht viel nützen. Er ist ein stumpfer unwissender Mensch, der kaum die Sprache eines Gebildeten von der eines Steinklopfers würde unterscheiden können; zudem raubt ihm jetzt die Angst alle Ueberlegung."

Hier wurde das Gespräch durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Ein Bote brachte das erwartete Telegramm aus New-York. Während Tredwell dasselbe las, verfinsterte sich seine Miene; es Byrd hinreichend sagte er mit verhöhlenem Verdruß: "Das kommt mir sehr ungelegen! Der Inspektor scheint wenig geneigt, meine Wünsche zu beachten."

Errothend las Byrd folgende Worte:

"Erwarten Sie den geeigneten Mann mit dem Nachzug. Er bringt einen Brief."

"Sie sehen, ich hatte recht, daß ich nicht für das Geschäft taugte," sagte der junge Polizist betreten.

Doktor Tredwell stand auf. "Das ist noch keineswegs ausgemacht," erwiderte er. "Jener Abgesandte des Inspektors mag noch so scharfsichtig und erfahren in seinem Beruf sein, ich bin doch überzeugt, daß Sie mir in diesem Fall bessere Dienste geleistet haben würden."

"Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung," versetzte Byrd jenen zur Thür begleitend. "Der Inspektor weiß schon, was er thut; ich bin noch wenig gewöhnt selbstständig zu handeln. Sie sehen ja, ich hatte gleich das Gefühl, als ob ich den Fall nicht übernehmen dürfte. Es ist mir lieb, das ich die Verantwortlichkeit nicht zu tragen habe."

Als der Coroner sich entfernt hatte und Byrd die Gelegenheit noch einmal überdachte, empfand er doch — er mußte nicht recht warum — eine weit größere Enttäuschung als er hätte eingestehen mögen. Zwar bangte ihm noch immer vor den Enthüllungen, die bei der genaueren Untersuchung der Beweggründe, welche zu dem Verbrechen geführt hatten, möglicherweise zu Tage treten könnten, aber doch war es ihm im höchsten Grade peinlich, durch die Anordnung seines Vorgesetzten von der Verfolgung dieses Falles, der ihn so lebhaft beschäftigt hatte, ausgeschlossen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Stottern und Stammeln.

Von Dr. Hermann Guggmann (Berlin.)

Im Buche der Richter (12, 5 und 6) wird von dem Kampfe zwischen den Gileaditern und den Ephraimern erzählt; "Und die Gileaditer nahmen ein die Furth des Jordans vor Ephraim. Wenn nun sprachen die Flüchtigen Ephraims: Laß mich hinübergehen, so sprachen die Männer von Gilead zu ihm: Bist Du ein Ephraiter? Wenn er dann antwortete: Nein, so hießen sie ihn sprechen: Schiboleth, so sprach er Schiboleth und konnte es nicht recht reden. So griffen sie ihn und schlugen ihn an der Furth des Jordans, daß zu der Zeit von Ephraim fielen zweiundvierzig Tausend." Die Gileaditer erkannten demnach ihre Feinde an der fehlerhaften Aussprache des Sch, sowie wir Hamburger und Hannoveraner daran leicht erkennen, daß sie nicht wie wir:

schtill" und "schtunn", sprechen, sondern "stüll" und "stumm" "so wie wir den Schwaben erkennen, wenn er fragt: "koinnisch bald?" statt "konnst bald?" u. s. f.

Man pflegt diese dialektischen Eigenthümlichkeiten zwar nicht als Sprachfehler aufzufassen und doch ähneln sie ihnen ungemein. Andere Stellen der Bibel sprechen dagegen ausdrücklich von Sprachfehlern. So finden wir in Jesaias (32, 4): "Der Stammelnden Zunge wird fertig und reinlich reden," ferner im Evangelium Luca die bekannte Erzählung von Zacharias, der plötzlich stumm wurde und dann ebenso plötzlich die Sprache wieder erhielt, ein Fall von vorübergehender Sprachlosigkeit, die auch in unserer Zeit nicht zu selten auftritt. Wem wäre nicht die Erzählung vom stummen Sohne des Krösus bekannt, der im Augenblicke der höchsten Gefahr, als sein Vater von einem Perser angegriffen wurde, vor Angst und Schrecken die Sprache erlanate und rief: Mensch, töte den Krösus nicht! Wer wüßte

ferner nicht von dem großen griechischen Redner Demosthenes, der ein Stotterer und Stammeler zugleich, doch durch Willenskraft seines Liebels Herr ward und noch heute zu den größten Rednern gezählt wird, die je die Welt hervorbrachte. Alle diese Beispiele sollen zum Beweise dienen, daß Sprachfehler schon seit unendlichen langen Zeiten beobachtet und von jeher als sehr ernste Uebel betrachtet wurden.

Umso merkwürdiger ist es, daß man erst in späterer Zeit verfuhrte, diese Fehler auf bestimmte Ursachen zurückzuführen. Leider aber suchte man diese Ursachen auf einer ganz falschen Fährte. Verleitet durch die in fast allen Sprachen vorhandenen Identifikation des Wortes „Zunge“ mit dem Worte „Sprache“ glaubte man in Zungenfehlern die Ursache von Sprachfehlern entdeckt zu haben. Schon der berühmte Arzt Galen (200 n. Chr. Geb.) spricht von Verdichtung, Verhärtung und Verkürzung der Zunge als Ursache des Stammelns, und Paulus Aegineta (ca. 400 nach Chr. Geb.) führte zuerst die Durchschneidung des Zungenbändchens aus, um das Stammeln zu heilen. In späterer Zeit trat besonders der deutsche Arzt Fabricius Hildanus (aus Hilben) für diese Operation ein, und seinem Eifer ist es wohl zu danken, daß noch heute unter Eltern und besonders unter den Hebeammen der Glaube verbreitet ist, jedem neugeborenen Kinde müsse die „Zunge gelöst“ werden. Es mag gleich hier bemerkt werden, daß diese kleine Operation in den meisten Fällen nicht nur zwecklos und deshalb überflüssig, sondern unter Umständen sogar schädlich ist. Nimmt man einen Spiegel zur Hand und öffnet den Mund weit, indem man die Zunge in die Lage des Lautes L legt, so sieht man unter ihr in der Mittellinie ein straffes Bändchen, das dicht unter der Zungenspitze entspringt, und dicht hinter der unteren Zahnrreihe endigt, das Zungenbändchen. Es kommt nun in seltenen Fällen vor, daß dieses Bändchen verkürzt ist, so daß es die Zunge in ihren Bewegungen hindert, dann sagt man: „die Zunge sei angewachsen.“ In sehr wenigen unter diesen seltenen Fällen ist die Verkürzung so stark, daß eine Operation angerathen werden muß, fast niemals aber hat dieser Fehler irgend einen wesentlichen Zusammenhang mit einem Sprechübel. Bei neugeborenen Kindern ist das Bändchen natürlich nicht im Entferntesten so lang, wie bei sechsjährigen Kindern oder bei Erwachsenen und dies hat wohl zu der obengedachten falschen Auffassung geführt. Oft genug kommt es noch heute vor, daß Hebeammen mit dem Nagel das Bändchen durchreißen. Davor ist entschieden zu warnen und wenn irgendwo, so sollte hier der Gesetzesparagroph vom groben Unjua angewendet werden.

Spricht ein Kind: Tomm (= komm) mit, wir wollen spielen (= spielen), oder lispelt es, oder spricht es die l = n, u. a. m., während seine Altersgenossen bereits richtig sprechen, so sagen wir von diesem Kinde: es stammelt. Jede Mutter weiß, daß dieses Stammeln bei fast jedem Kinde zu einer gewissen Zeit der Sprachentwicklung vorkommt. Stotzt das Kind dagegen im Sprechen und sagt statt Papa: Pppp—apa, verzerrt es dabei das Gesicht und macht mit den Gesichtsmuskeln krampfhaft Bewegungen, so ist es ein Stotterer. Stottern und Stammeln sind die am häufigsten vorkommenden Sprachfehler. Wodurch entstehen sie?

Allgemein ist der Glaube verbreitet, daß Stottern durch einen Puff in den Rücken, durch einen Fall, durch Schreck u. dgl. m. entstehe. Wäre das wirklich der Fall, so müßten wir viel mehr Stotterer haben, denn wie oft fallen die Kinder, wie häufig prügeln sie sich unter einander oder werden von Anderen geprügelt! Damit durch eine äußere Einwirkung Stottern entstehe, bedarf es bereits eines ganz besonders starkwirkenden Eingriffes. Gewöhnlich wissen die Eltern auf genaues Befragen nach der Entstehung des Uebels nur anzugeben, es sei „allmählich“ entstanden und sie hätten keine andere Ursache auffinden können, „als daß das Kind vielleicht einmal gefallen sei.“ Nun kann es ja vorkommen, daß Stottern durch eine äußere Verlegung entsteht, aber das ist so selten, daß diese Fälle zu zählen sind. Viel häufiger entsteht das Stottern in der Sprachentwicklung des Kindes selbst. Bekanntlich wissen die Kinder viel eher, was wir zu ihnen sprechen, als sie selbst ihre Gedanken sprachlich auszudrücken vermögen. In der Sprachentwicklung giebt es eine gewisse Zeit, in der ein starkes Mißverhältniß besteht, zwischen Verständniß des Gesprochenen und der Fähigkeit, die Gedanken richtig auszudrücken. Das Kind sucht nach Worten, es findet sie nicht sogleich, es wiederholt zuerst die Worte, dann die Anfangsilben, endlich den Anfangslaut mehrfach, bis es weiter zu sprechen vermag: der Beginn des Stotterns ist gegeben. Wohl-gemerkt! Diese Erscheinungen sind noch kein Stottern, aber sie können zum Stottern führen, wenn die Eltern nicht aufpassen.

Man helfe dem Kinde ein, lasse es den Satz wiederholen, ermahne es zum langsamen Sprechen. Man nehme ein Bilderbuch und bespreche die gegebenen Bilder in einfachen Worten, die das Kind zu wiederholen hat. Man erzähle dem Kinde kleine Geschichten, die es Satz für Satz wiedergeben muß — und man wird bald bemerken, daß das Ungeheiß des Kindes schwindet und die Wiederholungen und das Festhalten beim Sprechen seltener werden und endlich ganz verschwinden. Gerade geistig sehr rege Kinder neigen am meisten zu Sprachfehlern und kommen am leichtesten in die Gefahr, Stotterer zu werden. Durch geringe Mühe kann die Mutter in den weitaus meisten Fällen einen Fehler verhüten, dessen Beseitigung in späteren Jahren von Seiten des Stotterers eine Willenskraft voraussetzt, die er nicht immer besitzt.

Von den sonstigen Ursachen des Stotterns, deren ausführliche Besprechung zu weit führen würde, erwähne ich als besonders wichtig die Nachahmung. Kinder erlernen oft das Stottern von stotternden Spielkameraden oder auch von stotternden Geschwistern. Wie dabei zu helfen ist, liegt auf der Hand. Von stotternden Spielgefährten halte man die Kinder fern, und hat man das Unglück, schon ein stotterndes Kind zu besitzen, so achte man auf die Sprachentwicklung der übrigen Kinder ganz besonders gut.

Was soll man aber von Eltern denken, die die Sprachfehler bei ihren Kindern geradezu züchten, sie reizend finden und sie ihnen sogar vormachen! Man wird sagen, ich übertreibe. Darauf will ich mit einer von mir selbst erlebten Scene antworten, mir stehen ähnliche zahlreich zu Gebote. Beobachten wir nicht tagtäglich, wie Kinder mädchen und zärtliche Mütter zu ihren Kindern sprechen? Watt witt Du denn? Wo hat Du denn Dein Behwehchen? Tomm, tomm, Liebling u. s. f.? Sie glauben dabei, auf diese Weise dem Kinde verständlicher zu sprechen, als wenn sie sagen: Was willst Du denn? u. s. w. Diese Annahme ist aber grundfalsch, denn woher soll das Kind eine gute Sprache erlernen, wenn ihm falsch vorgesprochen wird? Nur durch Nachahmung erlernen wir unsere Muttersprache; ist das Vorbild fehlerhaft, so büßen wir uns über schlechte Nachahmung nicht wundern. Nun die versprochene Scene. Ich treffe bei einem Besuche Mutter, Kinder mädchen und Kind am Tisch sitzen. Der zweijährige Junge schreit. Ursache unbekannt. Die Mutter: „Aber Tintchen, sei doch man ruhig. Du betommst ja gleich tu tintin!“ Dann zum Kindermädchen gewendet: „Abutte (soll heißen Auguste), lauf doch nell und hol dem Kind tu tinten“ — „Nell, nell“ (schnell) brüllt der Junge hinterher. Auguste kommt zurück, bringt Milch und setzt sie dem Kinde mit den Worten vor: „Da, mein liebes Tint, nu tint!“ (nun trink!) Der Junge faugt kräftig an der Flasche, während ihm die Frauen benumbernd zusehen. Nach einer Weile wendet sich das Kindermädchen vertraulich an die Mutter: „Nu dehn Die doch blot, wie et ihm meck (wie es ihm schmeckt)!“ Also nicht nur zu dem Kinde sprechen diese Frauen in so alberner Weise, sondern auch unter sich! Und dabei soll der Knabe nun gut sprechen lernen! Es ist wohl nothwendig, zu bemerken, daß die Mutter sich zu den gebildeten Damen rechnet. In dieser Weise wird das Stammeln häufig genug geradezu gezüchtet.

Ein dritter Sprachfehler, die Hörstummheit, ist gleichfalls häufig anzutreffen. Wenn das Kind älter als drei Jahre ist, gut hört und alles versteht, was man ihm sagt, aber nicht spricht, so ist es h ö r t u m m, im Gegensatz zu der Taubstummheit bei tauben Kindern. Diese Hörstummheit ist lange nicht so schlimm, wie sie von vornherein ausieht. Wenn ein Kind gut hört und sonst auch Verstand zeigt, so kann man sicher sein, daß es auch sprechen lernen wird. Lernen doch Kinder oft erst mit dem dritten, dem vierten, ja sogar dem siebenten Jahre sprechen. Die Ursachen dieser Verzögerung des Sprechens sind zum Theil unbekannt. Ausdrücklich bemerke ich, daß „eine angewachsene Zunge“ niemals die Ursache ist. Dagegen scheinen bei diesem Fehler häufig Geschwülste im Rachen in einem urfahlichen Zusammenhange zu stehen, sogenannte Rachenmandeln. Kinder, die an diesen Geschwülsten leiden, sitzen oft mit offenem Munde, schlafen mit offenem Munde, schnarchen dabei und haben durch die Nase wenig Luft. Bemerkte die Mutter diese Anzeichen, so ist ein Arzt zu Rathe zu ziehen, der mit leichter Mühe die Geschwulst entfernen kann. Damit ist nun nicht gleich die Sprache da. Aber es ist so die Vorbedingung geschaffen, daß das Kind die Sprache leichter und müheloser erwirbt.

Wenn wir daran denken, von welcher sozialen Wichtigkeit in unserer Zeit eine gesunde Sprache ist, wie ein vorhandener Sprachfehler fast in allen Berufen ein schwer zu überwindendes

muß
Zeugen
ie mit
n der
herein-
terthür
utzogen
Strecke
dem es
würde
scheint
ben —
halben
haus
daß
wechsel
welcher
st ein
s Ge-
können;
Thür
m aus
ste sich
phenem
spektor
chtzug
beschäft
s aus-
s mag
ich bin
ste ge-
e Byrd
was er
Sie
ll nicht
ortlich-
Ange-
mügte
als er
r vor
er Be-
glicher-
höchsten
n von
hatte,
tum“
umwisch
r nicht
gemein.
h von
„Der
mer im
s, der
Sprache
eit, die
e nicht
der im
Berfer
che er-
wüßte

Sinderniß bleibt, dann müssen wir wohl auf der Hut sein, daß von uns nichts veräußert wird, um unsern Kindern eine fehlerlose Sprache zu verschaffen.

Allerlei.

Kairoer Sommervergügen. Kairo macht im Sommer einen eben Eindruck. Ein großer Theil der Hotels ist geschlossen und liegt mit seinen verstaubten Fensterläden gleich schlafenden Ungeheuern da; Fremde meiden das Land, und auch viele der hier Ansässigen verlassen es, um der brennenden Sonnengluth zu entgehen, und suchen „drüben“ in Europa Erholung und Zerstreuung. Das Leben bietet für die Zurückgebliebenen natürlich nicht viel Abwechslung. Hat sich des Tages Hitze gelegt, und beginnt die Abendbrise etwas Abkühlung in die durchglühete Stadt zu tragen, so füllen sich die Bars, die Kaffee- und Bierhäuser. Jede Nation hat ihre Vorzugslage, die sie besonders aufsucht. Während der Deutsche in sein Bierhaus und der Italiener in die Weinkeipe zieht, sucht der Franzose die kleinen, von Landsleuten gehaltenen Bars, in denen Limonaden, Vermouth u. s. w. verschänkt werden, auf, während der Grieche in den großen, lustigen Bars und Kaffeehäusern, welche ausschließlich von Griechen gehalten werden, zu finden ist. Will man sich ein ganz besonderes Vergügen leisten, so geht man auch wohl in's „Theater“. Dieses Theater ist so charakteristisch für das Leben in Kairo, daß es sich wohl verlohnt, einige Worte hierüber zu sagen. Es ist regelmäßig nur im Sommer in Kairo und pflegt die Stadt bereits im Oktober wieder zu verlassen. Die Truppe besteht aus einer italienischen Operettengesellschaft, welche ganz annehmbare Leistungen bietet. Das kleine gefällige Theatergebäude erhebt sich in dem berühmten Esbeki-Garten, inmitten der lauschigen, dämmerigen, von herrlichen Tropenpflanzen gebildeten Bosquets, aus denen hier und da riesengroße weiße, rosche und gelbe Blumen hervorlugen. Der größte Theil des Theaterpublikums besteht aus Stammgästen, welches mit Rücksicht darauf, daß die Zahl derjenigen, welche an Theatervorstellungen Gefallen finden, nur sehr beschränkt ist, und daß die besagte Gesellschaft die einzige ist, welche Kairo während des Sommers aufsucht, nicht zu verundern ist. Natürlich bilden diese Stammgäste die bunteste, zusammengewürfelte Gesellschaft, welche man sich denken kann, und setzen sich so ziemlich aus allen Nationen zusammen, welche hier eine größere oder kleine Rolle spielen. Egypten sendet einige Vertreter seiner „jeunesse doree“, das stolze Abion einige Offiziere in Uniform und Civil, Frankreich, Italien und Griechenland stellen je ein starkes Kontingent, und die deutsche und österreichische Kolonie sind ebenfalls regelmäßig, wenn auch in geringer Anzahl, vertreten. Da das Repertoire der Gesellschaft nicht übermäßig beladen ist und gut 90 pCt. des Publikums Stammgäste sind, kommt es, daß die Zuhörenden die Rollen meistens eben so gut kennen wie die Spielenden selbst, was oft die drohlichen Zwischenfälle hervorbringt. Man geht in das Theater, um sich nach des Tages Last und Hitze zu erholen. Sogenannte „schwere Stücke“ würden wirkungslos am Publikum vorüberziehen und auch der Theaterkasse kaum irgendwelche Vortheile bringen. Mit Rücksicht hierauf werden gewöhnlich aus verschiedenen Operetten einzelne Akte ausgewählt, in diese einige Ballets „hineingedichtet“ — denn die Truppe verfügt auch über ein nicht gar schlechtes Balletcorps, auf welches der Direktor allgemein stolz ist, und welches bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten auf die Bühne gezerrt wird — und dieses dann dem Publikum dargeboten. Zwischen den einzelnen Akten werden Couplets vorgetragen, bei denen das Publikum oft mehr mitwirkender Theil ist als der Spielende selbst, und bei denen sich die eigenthümlichsten Gebräuche gebildet haben. Da ist z. B. ein Lied, welches der „Direktor“ selbst vorträgt, und bei welchem ihm plötzlich, sobald er an eine bestimmte Stelle gelangt ist von allen Seiten aus dem Publikum Cigaretten zugeworfen werden, die der Vortragende natürlich, indem er die Kopfbedeckung abnimmt und sich nach allen Seiten dankend verbeugt, sämmtlich aufammelt. Nur die, welche sich bereits äußerlich als zu schlechte Sorte kenntlich machen, läßt er liegen. Hierauf geht er zum Kapellmeister, läßt sich von diesem Feuer geben, während das Publikum geduldig wartet und singt dann weiter. Bei anderen Stücken wiederum werden die Refrains oder ganze Theile ausschließlich vom Publikum gesungen, während der Schauspieler nur die erforderlichen Geßen macht, und es stellt dem Kunstverständnis der Kritiker gewiß das beste Zeugniß aus, wenn wir berichten, daß selten einer zu früh anfängt oder zu spät aufhört und nur falsch von einigen härtmüthigen Schwerhörigen gesungen wird. Daß alsdann auch bei den im Saale anwesenden Hundern — natürlich ist das Mitbringen von Haushörnern gestattet — die Liebe zur Musik erwacht und sich nach Kräften bemerkbar macht, soll für nervenschwache Personen zwar nicht sehr zuträglich sein, führt indessen das friedliche Zusammensein von Publikum und Schauspielern keinen Augenblick

Seppels Opfermuth. Kam da neulich zum Pfarrer von Wienhausen der Biener-Seppel und zeigte ein Kind an. Der Biener-Seppel hatte diesen Gang schon oft gethan und nach einander einen Peter, einen Adam, einen Wilhelm, einen Georg, einen Johannes, einen Jakob, Fritz, Michael, Konrad, Rajpar, Anton, Bernhard und einen

Christian ins Kirchenbuch eintragen lassen. Das ganze Register der gebräuchlichen Knabennamen hatte er erschöpft, und nun war er am Ende mit seiner Namenskenntniß. Darum stand er ganz kleinlaut da, als der Pfarrer fragte: „Nun, wie soll denn das Kind heißen?“ Nach einer langen Pause voller Berlegenheit räufert er sich: „Ich weiß keinen Namen mehr und dachte, daß mir der Herr Pfarrer vielleicht aus der Berlegenheit helfen könnte.“ Der Pfarrer lächelte. „So gebt dem Knaben doch euren eigenen Namen, den hat ja noch keins von euren Kindern.“ Verdutzt schaute der Seppel den Pfarrer an. Endlich öffnete er den Mund: „Ja, ja, ich will's thun, Herr Pfarrer; ich will dem Kind meinen Namen geben. Ach Gott, ja, was thut man nicht Alles für seine Kinder?“ Durch solchen väterlichen Opfermuth kam des Biener-Seppels Familie zu einem zweiten Seppel, dem der liebe Gott hoffentlich das gleiche Maß von Menschenliebe ins Herz bescheert hat, wie seinem Vater — damit die ehrbare Sippe der Seppel nicht ausstirbt.

Daß eine Stadt ihrem Städterecht entgeht und sich in eine Dorfgemeinde umwandeln läßt, dieser gewiß seltene Fall hat sich in der Provinz Posen ereignet. Die Stadt Dubin im Kreise Kalisch ist nämlich, wie von dort gemeldet wird, am 1. Oktober in eine Dorfgemeinde umgewandelt worden und hat vorbehaltlich der Bestätigung durch die Regierung bereits einen Ortschulzen gewählt.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Das dritte Quartal der in Stuttgart bei Carl Grüniger erscheinenden „Neuen Musik-Zeitung“ enthält Erzählungen von B. Rosegger, Hans Wachenbuben, M. Janitschel, Liebcher und Otto Anthes, kritische Aufsätze über die Violinvirtuosen der Gegenwart von Hofkapellmeister A. Schulze (mit einem Bildnis-tableau), über die tonmalersischen Momente in Schuberts Liederbegleitung von Karl Fuchs, über den Oertgenfang von S. Abel, über das englische Lied von A. Schreiber, über die Harmonie der Klavier, über R. Wagner und die Wagnerianer von Cyril Kistler, eine Reihe von Biographien mit Bildnissen, Briefe über musikalische Novitäten aus allen Großstädten Europas Besprechungen neuerer Musikalien, musikalische Anekdoten, Texte für Piederkomponisten von namhaften Dichtern, ein Gruppenbild mit den Mitgliedern der Romischen Oper in Paris, musikpädagogische Artikel, eine Auswahl melodisch reizvoller und fein harmonisierter Klavierstücke, Lieder und Duos für Geige und Pianoforte und heitere Anekdoten aus dem Musikleben der Gegenwart. (Der Abonnementspreis beträgt nur 1 Mk. vierteljährlich.) Probenummern versendet die Verlagsbuchhandlung von Carl Grüniger in Stuttgart kostenfrei.

In Heft 7 der illustrierten Familienzeitschrift „Für alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.) Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.) behandelt einer der interessantesten Artikel, das Fest, welches jüngst im Berliner Zoologischen Garten zu Gunsten der Ueberlebenden im Gypsathale in Württemberg stattgefunden hat, und einen so glänzenden Verlauf nahm, daß man dem guten Zwecke eine namhafte Summe hat zuführen können. Doch auch andere Interessen berührt dieses seinem Namen „Für alle Welt“ wirklich Ehre machende Journal. Da finden wir in dem vorliegenden Hefte den Sprudel in Karlsbad, umgeben von den heilung suchenden Brunnentriemern in lebendigster Darstellung. Dann Triberg, das herrliche Triberg im Schwarzwald mit seinem tannenrauschenden Hintergrunde und die wunderbar gelegene neuerbaute St. Rochuskapelle bei Bingen am Rhein. Ferner, nach einem Gemälde von W. Kubner, „Büffeljagd in Ostafrika“, und eine Reproduktion des G. v. Maffei'schen Gemäldes „Glücklich entkommen“. In treffend ausgeführten Portraits sehen wir den kleinen Prinzen Boris von Bulgarien und die verstorbene Großherzogin von Oldenburg. Auch des Sedantages ist nicht vergessen worden. Illuminations- und Paradebilder schmücken das Heft. Die schönste und werthvollste Illustration ist aber die doppelseitige Darstellung des Momentes, in welchem der Kaiser mit dem Hofe die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche nach der Einweihung verläßt und vor dem Portal vom Publikum mit dem Gesänge der „Wacht am Rhein“ empfangen wird. Dieser reichen Galerie von Illustrationen reiht sich der Text würdig an. Neben zwei spannenden Romanen „Die tolle Gräfin“ von Paul Oskar Höcker und „Frauenherzen“ von Hans Richter fesseln uns eine Skizze „Beim Löwenbändiger“ von Conrad Albert und die Humoreske „Durchreisende Verwandter“ von Arthur Bornstein. Außerdem ist noch eine Ganzseite in drahtischen Bildern und Versen dem Humor geweiht. Aber auch die Wissenschaft kommt nicht zu kurz. In einem geschriebenen Artikel behandelt Dr. Paul Schubert die Kurzsichtigkeit und außerdem finden wir die Besprechung einer neuen Erfindung, der „künstlichen Milch“. Eine große Anzahl der in diesem Hefte enthaltenen Artikel und Illustrationen müssen wir, des knappen Raumes wegen, leider unerörtert lassen.

